

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Jahrow.
(Fortsetzung.)

„Schon gut, Berber, ich kenne ja Ihren Haß gegen die Engländer, wenn ich ihn auch nicht teile. Sie wissen aber, ich habe überhaupt kein Volk. Und wenn ich morgen einen Keger kennen lerne, der ein braves Herz hat, dann esse ich an einem Tische mit ihm und freue mich, wenn er von meiner Freundschaft was wissen will. — Nun erzählen Sie aber um Himmelswillen weiter. — Ihr Agent kriegte es wirklich raus, wo mein Bruder geblieben war?“

„Ja, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sich damals noch Ihr Bruder mit seinem ehelichen, deutschen Namen nannte. Später hieß er dann nicht mehr Stodt, sondern Stodton.“ (Berber sprach mit spigen Lippen den Namen so geziert wie möglich und mit beißender Verachtung aus.)

„So, Stodton. Sieht ihm ähnlich, dem August. Ich sagte Ihnen ja, daß er immer eine verdrehte Schraube war.“

„Jawohl. Auch drüben hatte er diesen Ruf. In Cincinnati, wohin ich mich wandte, hat er übrigens ziemlich lange gelebt. Und rein zufällig war er auch bekannt mit dem Inhaber meines Auskunftsbureaus. Er ging aber dann vor ungefähr fünfundsiebenzig Jahren weiter, nach Colorado, dann nach anderen Staaten, verheiratete sich, verlor die Frau und wanderte endlich mit ein paar tausend erworbenen Mark wieder zurück nach Deutschland. Wenn er von dort aus nicht prahlerisch an seinen alten Bekannten in Cincinnati geschrieben hätte, würden meine Nachforschungen vergeblich geblieben sein; sie haben auch ein paar hundert Mark gekostet.“

„Das macht ja nichts, Berber.“

„Die erste Anfrage ging brieflich ab, alles andere dann telegraphisch.“

„Wie gut, daß wir Kabel haben! Und nun weiter?“

„Ja, also Herr S—s—Stodton sitzt in Dortmund und seine Tochter ist in Berlin.“

„In Berlin? Berber, wirklich und wahrhaftig? Was macht sie denn hier? Was ist sie denn für ein Mädchen?“

„Nun, es scheint ja, als wenn sie ganz aus seiner Art geschlagen wäre — ich meine, im Guten. Nach ihrem Vater scheint sie durchaus nicht geraten zu sein. Ich bin nämlich neulich, als ich zwei Tage Urlaub nahm, selbst in Dortmund gewesen, Frau Ulrich.“

„Sie rührender Mensch! Haben Sie ihn selber gesehen, meinen Bruder August?“

Berber schmunzelte und sein faltiges Gesicht sah zum Nachen komisch dabei aus.

„Ich hatte die Ehre!“ sagte er. „Denn es war ein Sonntag, und ich konnte Herrn Stodton dort sehen, wo er sich so recht natürlich gab, am Stammtisch. Er sieht nicht gerade blühend aus — ist er annähernd sechzig, so könnte man ihn auch für noch älter halten — und daß er es —

nach sehr lange machen wird, glaube ich nicht. Er ist nicht etwa krank; aber gebrechlich sieht er aus.“

Frau Ulrich schluckte ein paarmal. Sie war froh, daß er wenigstens nicht in Not war, und daß sie nun noch Zeit hatte, etwas für ihn zu tun. Aber schon die nächsten Worte ihres Getreuen machten sie stupig.

„Es ist ein Glück,“ sagte er bedächtig, „daß der Herr nichts von Ihnen und Ihrem Gelde weiß, Frau Ulrich. Denn eigentlich ist er insgeheim immer auf der Jagd nach einem Geldgeber, der ihm seine verdrehten Pläne vertutlicht. Alle seine Projekte erfordern Riesensummen zur Ausführung, das hat er mir selbst gesagt.“

„Die alte Geschichte! Mit Kleinigkeiten hat sich August nie abgegeben. Schon als halbwüchsiger Bengel wollte er zum Beispiel Berlin zu einer Gebirgs- und Inselstadt machen.“

„Was?“

„Es war ein ganz ernster Plan, in den er sich so verannt hatte, daß er sich zuletzt für das verkannte Gentle und uns alle für verdorbte Dummköpfe hielt. Er behauptete, nur in einer imposanten Gegend könne eine Weltstadt wie Berlin sich entwickeln. Man müsse also einige hohe Berge im Norden aufrichten. Er hielt das nicht für unmöglich, und ich weiß ja auch nicht, ob nicht vielleicht wirklich ein genialer Kern in alledem steckte. Er sprach von Felsenblöcken, die man mit Maschinen heranschleppen, von ungeheuren Mengen von Erdbreich, das man zwischen diesen Felsenblöcken aufschichten müsse. Ich glaube, mehrere hundert Meter hoch wollte er das künstliche Gebirge errichten.“

„Wozu denn bloß, wozu denn bloß?“

„Ach, so genau weiß ich das nicht mehr. Er redete sich das eben ein. Berlin wäre dann gegen Norden vor rauhen Winden geschützt, und die Spree müßte in riesigen Betten rund um die innere Stadt, die dann die eigentlich „vornehme“ sein sollte, geführt werden. Dort in der Mitte sollte das Schloß, sollten die Museen und lauter Prachtstraßen liegen. — Ja, August wollte eben zaubern! Anstatt einer flachen Stadt in märkischem Sand sollte ein Märchen entstehen, umgeben von Bergen, fruchtbar gemacht durch romantisch schöne Gärten und Felder, ja es sollte jedenfalls ganz so aussehen, als ob wir in einer gesegneten, reichen Landschaft lebten, anstatt in einer sehr bescheidenen. — Kurz, August war eben ein Projektensmacher, solange er lebte. — Und nun lebt er noch — als alter Mann — unberändert!“

„Ja, und es scheint, daß man ihn nicht recht ernst nimmt. Seine Tochter dagegen — und nun kommt das ganz Merkwürdige, Frau Ulrich — denken Sie bloß, mit der hat sich schon seit ein paar Wochen meine Nichte angefreundet.“

„Ist es zu glauben? Aber Berber, wie kam denn das, ich bitte Sie?“

„Zufall!“ brummte Berber, „was sonst? Ich wäre auch nie darauf gekommen, daß solch ein Zufall wirklich eintreten könne, wenn ich nicht gestern aus Dortmund zurückgekommen

Wäre und gleich auf der Straße die beiden Mädchen zusammen getroffen hätte.“

„Zufall gibt es nicht, lieber Berber. Sie wissen doch, daß ich glaube, der liebe Gott lenkt alles selbst, was geschieht.“

Berber dachte, dann müsse der liebe Gott eine ganze Menge zu tun haben, wenn er persönlich die Geschehnisse der gesamten Erdbevölkerung lenken wollte. Aber dergleichen äußerte er aus Respekt nicht.

„Wie sieht sie denn aus, diese meine Nichte?“

„Außerordentlich hübsch vor allem.“

„Ach, das ist nicht die Hauptsache. Sieht sie — nett aus? Sie wissen doch, was ich meine.“

„Nett? Sie meinen so gewissermaßen — solide? Ja wohl, so sieht sie aus. Sie ist hellblond und schlank und nicht klein gerade, aber auch nicht so groß wie Therese.“

„Glücklicherweise! Und was macht sie denn nun hier?“

„Sie sucht eine Stellung, glaube ich. In Dortmund war sie Buchhalterin bei einem großen Kohlen- oder sonstigen Grubenbesitzer. Dieser Herr Weder saß übrigens ebenfalls mit an dem Stammtisch, und ich hörte, wie er sich in einem eigentümlich spitzen Ton nach Fräulein Ruth bei Herrn Stockton erkundigte.“

„Berber, ich bin ganz überwältigt. So viel Neues auf einmal haben Sie mir gebracht! Wirklich, ich fühle mich ganz frisch.“

Sie lehnte sich zurück, und mit Schrecken sah Berber, daß sie fahl und verfallen ausah.

Er sprang auf und wollte nach dem Mädchen klingeln, aber sie erhob abwehrend die Hand.

„Bloß ein Glas Wasser“, sagte sie. „Dort drüben auf der Anrichte steht es. Gleich wird es vorüber sein; aber ich glaube, ich werde mir tatsächlich eine Stütze oder Gesellschafterin annehmen müssen.“

Berber spitzte die Ohren. So gut kannte er seine Herrin, daß ihm sofort ihr ganzer Gedankengang klar war. Nichts konnte ihr augenblicklich willkommener sein als dieser kleine Schwächeanfall. Sie hatte dann vor sich selbst einen guten Vorwand, Fräulein Stockton ins Haus zu nehmen.

Das würde sie ja unbedingt nun tun. Er kannte doch Frau Ulrich!

Auf der Anrichte im Nebenzimmer fand er ein schönes altmodisches Glas und eine dazu gehörige Wasserflasche, beide aus Rubinglas, mit eingeschlossenen Blumen und Tieren verziert.

Frau Ulrich trank bedächtig einen Schluck von dem Wasser, nach einem Weilschen noch einen, und dann setzte sie es auf das Tischchen zwischen den Blumen. Auf der lackierten Platte des Tischchens waren aus buntem Perlmutter zwei prachtvolle Fasanen eingelassen, die auf einem etwas zu dünnen, blühenden Zweige saßen.

Berber wußte, daß einst Karl Ulrich dieses japanische Kunstwerk seiner Gattin als „Osterei“ geschenkt hatte. Nun saß sie alle Tage hier zwischen ihren Blumen davor und achtete das bunte Stück gewiß gleich einem kleinen Hausaltar.

„Eines“, jagte Berber mit Entschiedenheit, „möchte ich Ihnen aber anraten mir erlauben, Frau Ulrich. Sagen Sie Ihrem Bruder nichts davon, daß — und in welchen Verhältnissen Sie leben.“

„Für so einseitig brauchen Sie mich doch nicht zu halten!“ versetzte sie. Und als habe sich ihre Zunge jetzt wieder gelöst, fuhr sie rasch fort:

„Ich will August natürlich unterstützen, wenn es nötig ist, aber zu wissen braucht er noch nichts von mir. Und ebenso mit dem Mädchen — Ruth heißt sie? Hübscher Name. Also auch sie braucht noch kein Wort von unserer Verwandtschaft zu erfahren. Kann ja eigentlich auch gar nicht dergleichen vermuten, wenn sie doch Stockton heißt. Das sieht auch wieder August so ähnlich. Solche Affenzereien! Hat einen ehrlichen deutschen Namen und spielt sich auf den Amerikaner raus. Na, er soll mir nur kommen! Spreche ich ihn, dann kriegt er gehörig die Wahrheit zu hören.“

Mit Genugtuung bemerkte Berber, daß alle Lebensgeister seiner Prinzipalin nun zurückgekehrt waren. Sie erhob sich auch jetzt und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten, die Hände auf dem Rücken gefaltet.

„Wenn das Mädchen mir gefällt“, murmelte sie, „dann ist uns beiden geholfen. Dann habe ich jemand, der sich um mich kümmert, und sie braucht sich ihr Leben lang keine

Sorgen mehr zu machen, braucht auch nicht um ihr tägliches Brot zu arbeiten.“

„Ob sie Lust hat, eine Hausstellung anzunehmen, Frau Ulrich, das weiß ich nicht. Man müßte da mal fragen.“

„Nur vorsichtig, Berber! Nicht fragen, so direkt — mehr Zuhörer ausstrecken. Ihre Nichte zum Beispiel, die müßte das besorgen. Aber sie dürfte ebenfalls noch nichts ahnen von der Verwandtschaft.“

„Tut sie auch nicht. Ich habe doch selbstverständlich keine Silbe von der ganzen Sache verlauten lassen. Aber wenn ich nun Therese in diesen Tagen sage, daß Sie eine Gesellschafterin suchen — man könnte ja besonders englische Sprachkenntnisse wünschen.“

„Du meine Güte, Berber, wo ich kein Wort von solchem Zeug verstehe!“

„Eben darum. Dann könnte die Gesellschafterin Ihnen englische Bücher oder Zeitungen übersetzen. Ich meinte es doch auch nur als Ausrede. Musikalisch soll das Fräulein übrigens auch sein.“

„So, so, das freut mich. Musik kann ich viel hören, es wird mir nicht leicht zu viel. Wenn ich nur das Kind mal sehen könnte — ich bin ordentlich ängstlich! Wenn sie mir nun nicht gefällt?“

„Sie gefällt Ihnen ganz sicher, Frau Ulrich. Wenn sie doch sogar mir gefallen hat!“

Karoline Ulrich lachte ihr behagliches Lachen.

„Da haben Sie nun wieder recht, Berber. Sie alter Knurrhahn haben doch an jedem etwas auszusagen. Ich kann schon viel darauf geben, daß sie Ihnen gefallen hat.“

„Am“, meinte er, „nämlich, Frau Ulrich, — sie sieht dem Bilde dort etwas ähnlich.“

Er zeigte auf das Jugendbildnis, das vor einer so langen Reihe von Jahren ein talentvoller, junger Maler von Frau Ulrich angefertigt hatte. Sie zeigte zwar darauf eine etwas sentimentale, schiefe Kopfhaltung, die Ruth durchaus fremd war; aber eine gewisse Ähnlichkeit war wirklich vorhanden, vor allem auch in dem freien, klaren und guten Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm von Humboldt.

(Zu seinem 150. Geburtstag, 22. Juni.)

Von Dr. Paul Landau.

Es gibt einige wenige weltgeschichtliche Gestalten, in denen sich der Geist eines großen Zeitalters wie in einem leuchtenden Symbol in seiner ganzen Kraft und Vollendung darstellt. Wohl haben sie auch an den Werten der Kultur mitgeschaffen, die sich in ihrem Wesen erfüllt; aber ihre höchste Leistung liegt nicht so in ihrer schöpferischen Arbeit, als in dem Erleben der neuen Menschheitsideen, die ihre Zeit geboren, liegt in der großartigen Steigerung ihrer Individualität. Solche „representative men“ sind für die Antike Perikles, Lorenzo de Medici für die Renaissance; für unser deutsches klassisches Zeitalter ist es Wilhelm von Humboldt. In ihm ist der „klassische deutsche Mensch“, wie ihn Kant und Fichte gefordert, Herder und Jean Paul geahnt, Goethe und Schiller geschildert haben, zur Wirklichkeit geworden. Die allseitige Auszubildung, die harmonische Fülle seines Wesens, sie sind der beste Beweis für die Macht und Weite der Epoche, die ihm die Möglichkeit zu einer so einzigartigen Entwicklung gewährte. Je reicher unser Ueberblick über das ungeheure Feld seiner Tätigkeit wird, je tiefer wir eindringen in die verborgenen Goldschächte seines Denkens, desto unsäglich erscheint uns das Wert dieses Mannes, der als Jüngling in Studien und Reisen das Werden und Wissen der geschichtlichen Welt in sich auffoß, der als Mann auf den diplomatischen Konferenzen die Geschichte der Völker mißbestimmte und durch seine Organisation der preussischen Bildungsanstalten dem Geistesleben eines ganzen Jahrhunderts die Wege wies, der als Greis schließlich in seinen sprachvergleichenden Werken eine neue Methode der Wissenschaft begründete. Als Staatsmann und als Gesetzgeber, als Völkerpsychologe und als Sprachkennner, als Historiker und als Ästhetiker, als Philosoph, Philologe und Pädagoge, als Uebersetzer und Dichter hat Humboldt unergänglich Spuren seines Wirkens hinterlassen und keine ausgestreut, deren Saat zum Teil heute noch nicht aufgegangen ist. Wenn wir uns an seinem Gedenktage die Gestalt dieses „idealen Deutschen“ vor die Seele rufen, dürfen wir uns nicht in der verwirrenden Fülle seiner Einzelleistungen verlieren, sondern müssen die stolze Einheit möglichst klar zu erkennen suchen, die den ewigen Wesenskern dieses Mannes ausmacht: seine in ihrer Fülle so unsäglich komplizierte und doch in ihrer Vollendung völlig geschlossene Persönlichkeit.

Als Wilhelm von Humboldt am 8. April 1767 seine Lebensjahre für immer schloß, war er trotz seiner Weltberühmtheit ein seinem innern Wesen noch ganz unbekannter Mann. Wohl hatte sich ein Teil seines Lebens, der seiner staatsmännischen Laufbahn, in breiter Öffentlichkeit abgepielt, aber der Weise, der so gar

nicht nach Welt und der Menge fragte, hatte die Zeugnisse seiner geistlichen Entwicklung sorgfältig vor jedem profanen Blick verborgen. Nur spärlich traten diese persönlichen Dokumente, in denen er mit einer sonst nirgendwo, selbst bei Goethe nicht wiederkehrenden Mäßigkeit sein inneres Leben gegliedert, ans Licht, und in weitere Kreise drangen nur seine „Briefe an eine Freundin“, die aber, in verklärter, ja verklärter Form veröffentlicht, einem fremden, hausväterlichen Zug ihm anheften. Es war ein kleines Unternehmen, als Rudolf Dahn 1856 auf Grund so mangelhafter Kenntnisse ein Charakterbild Humboldts entwarf, und nur diesen geistesverwandten Meister der Biographie konnte es gelingen, eine so wundervolle, für immer gültige Darstellung aus dem tiefsten Nachleben der ganzen Zeit hervorzubringen. In unberechenbaren Linien sind hier die Umrisse seiner Eigenart festgehalten, aber die lebendigen Inhalte, die seitdem immer reicher dem Bilde zuströmten, machen es dem heutigen Beurteiler sehr viel schwerer, die Widersprüche und komplizierten Seelenvorgänge der Humboldtschen Individualität zur einheitlichen Auffassung zusammenzuschließen. Die Wiederauferstehung, die der Freund Goethes und Schillers im 20. Jahrhundert erlebte, hat ihn seinem Volke näher gebracht, als ihn der Lebende je gestanden, aber noch ist es keinem gelungen, über Dahn hinaus all die neuentdeckten Geistes-schätze in einer neuen Darstellung seines Lebens fruchtbar zu machen.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften, zu deren Ehren Humboldt gehörte, hat seine Schriften seit 1903 in einer vorzüglichen Ausgabe gesammelt, die an Reichthum und Sorgfalt hoch über den gesammelten Werken steht, in denen Wilhelms Bruder Alexander zum ersten Male ein Denkmal seines Schaffens errichtet. Nur die Briefe stehen noch aus. Doch gerade als Briefschreiber ist Humboldt in letzter Zeit in der ganzen Fülle und Frische seines Wesens vor uns getreten durch die Veröffentlichung des Briefwechsels mit seiner Gattin Caroline, der jetzt in sieben starken Bänden vorliegt. Es gibt wenige Briefwechsel der Weltliteratur, die sich an Innigkeit des Gefühls, an Höhe des geistigen Standpunktes, an Tiefe der inneren Einblende und Weite der äußeren Ausblende mit der Zwiesprache dieser beiden genialen Menschen vergleichen können. Ein Querschnitt durch die stolze Zeit des deutschen Geistes wird geboten, von der Aufklärung über die Epoche des Klassizismus und der Romantik zu den Jahren der deutschen Erhebung und der Begründung der deutschen Geisteswissenschaften. Freilich erscheinen hier Humboldt und Caroline auch vielfach in einem neuen Licht. Die Heroen, deren Marmorbilder man bewundert, lassen in den Stürmen irdischer Leidenschaft Menschliches-Menschliches atmen. Es sind zwei sensible von den Zeitereignissen erregte Naturen, deren Weg über Abgründe der Leidenschaft auf die Höhen der Menschheit führt. Aber gerade weil wir die Erschütterungen und den Zwiespalt Humboldts früher so abgeklärt erscheinenden Temperaments nun miterleben können, erscheint uns die vollendete Harmonie, zu der er sich durchrang, noch ergreifender, tritt uns seine Persönlichkeit menschlich näher. Neben diesen Familienbriefen sind die neuen Briefe an Schiller, die erst kürzlich bekannt wurden, sind es die gereinigten und ergänzten Briefe an Charlotte Diede, die nun über das enge spießbürgerliche Niveau der ersten Herausgeberin emporgehoben werden, sind es die zahlreichen Tagebücher mit ihren Selbstanalysen, aus denen die dämonische Natur Humboldts mit einem fast unheimlich nahen Feuer leuchtet.

Winkelman hat den nackten Menschen als den wichtigsten Gegenstand der antiken Plastik bezeichnet. Humboldt, dieser begeisterte Verehrer der Griechen, dessen Weltanschauung der der Antike näher gekommen wie die irgendeines andern modernen Menschen, wählte ebenfalls den Menschen, aber den inneren Menschen, zum Ziel all seines Studiums. So sehen wir bereits den jungen Juristen, unerschrocken vom Staatsdienst, auf Reisen den Verkehr mit bedeutenden Männern suchen, sehen ihn durch seine ersten Freunde, durch Forster, den Altertumskenner Wolf und Schiller eingeführt werden in die positiven Wirrnisse der Gegenwart, in die Wunder der Antike, in das Reich der Kunst und des Genies. Die Bekanntschaft mit Schiller war Humboldts größtes Erlebnis, da sie ihn dem Menschen in seiner höchsten Idealität nahe brachte. So wird er zum bewussten Dichter seiner Kunst, wie jene herrliche Schilderung Schillers in der Vorrede zum dem von Humboldt veröffentlichten Briefwechsel zwischen den beiden, wie seine erst neuerdings bekannt gewordene Wallenstein-Analyse beweist. Daneben aber befähigte ihn seine feltene Anlage, auch die Individualität Goethes bis in ihre letzten Grundtriebe zu begreifen. Es ist ja seine geistesgeschichtliche Stellung in unserer Kultur, daß er das Mittelglied bildet zwischen unsern beiden größten Dichtern, daß die heroische Idealität Schillers und die plastische Anschauungskraft Goethes in seiner Natur zur Einheit verschmolzen sind. In zahllosen Neuerscheinungen, so in seiner Gedächtnisrede, in seiner Besprechung der Italienischen Reise, in seiner unübertrefflichen Bergliederung der „Marienbader Elegie“, hat er den Kern der Goetheschen Kunst erkannt. Als Schiller und Goethe Goethes ging er nach Rom, um hier die Antike in unmittelbaren Anschauungen zu erleben. Aber sein allseitiger Geist drängte ihn zum Erfassen der gesamten Menschheitsgeschichte, mit deren Ideen und Problemen er sich in zahllosen Entwürfen auseinandersetzte. Von der Weite aber ging sein Weg immer mehr in die Tiefe,

und so erkannte er allmählich in der Sprache den Ursprung alles Geistesgeschehens, den besonderen Ausdruck der verschiedensten Völker und Zeiten; sie bot ihm den Schlüssel zur Erkenntnis jener Ewigkeitsmomente, die er stets im Menschen gesucht hatte. Das Sprachstudium, das den letzten Teil seines Lebens ausfüllte und seine wissenschaftlich bedeutendsten Werke gezeitigt hat, ist so die Erfüllung all seiner Bestrebungen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die er dabei schuf, war nur ein Nebenprodukt seines Wirkens, so wie er zugleich der Geschichtsschreibung Rankes, der vom Steinthal ausgehenden Völkerpsychologie entscheidende Anregungen bot. Sein Denken ist weltgeschichtlich in dem höchsten Sinne, daß es über den Zeiten und den Völkern steht. Aber seine Wurzeln ruhen fest im deutschen Wesen, und gerade wir heutigen dürfen nie vergessen, daß Humboldt ein Deutscher war, dem sein Vaterland über alles ging und der seiner Nation seine besten Kräfte geweiht hat.

„Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß sie irgendwo außerhalb könnten, deutsch zu empfinden und zu denken.“ So sprach ihm Schiller in seinem letzten Briefe nach Rom. Und diese Heimatliebe ist der Grundton all seines Fühlens. Das Schweben in die Ferne brachte ihn Deutschland immer näher, so wenn er 1800 in der Sierra Morena jene Weissagung an das deutsche Volk richtete, die uns heute wieder besonders ergreift:

„Wenig noch wird erkannt das Volk, das still und bescheiden, Aber tiefen Ernstes, fühnere Daphnen sich bricht; Doch sie kommt, die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr, Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.“

Als daher in der Zeit der Not der Ruf seines Königs an ihn erging, mitzuwirken an der geistigen Erhebung seines Volkes, da hat er nicht einen Augenblick gezögert. „Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele,“ schrieb er im frischen Abschiedsschmerz von seinem geliebten Rom. „Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran, und da ich fest überzeugt bin, daß gerade dies Unglück wonnig werden sollte für die einzeln, mutiger zu streben, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei andern herrschend wäre, und dazu beitragen, sie zu verbreiten.“ In jenem einzigen, aber für das deutsche Geistesleben so unendlich folgenreichen Jahre, da er als Leiter des preussischen Unterrichts-wesens alle sittlichen Kräfte der Nation mobilisierte, hat er es verstanden, seinen Geist unserer ganzen Kultur aufzutragen. Es ist schier unbegreiflich, was er damals geleistet: von der Gründung der Universität Berlin bis zur Sorge für die Ritter-Akademien, von der Einführung der Pestalozzischen Ideen in den Volksschulunterricht bis zur Pflege der Musik in den Schulen. War er schon in dem Paris der Revolution für die kantische Philosophie unter den Franzosen eingetreten, so wußte er nun das ganze Geistesleben mit den Ideen der deutschen Philosophie zu beselen. Als ihn dann widerige Umstände diesem ihm so gemäßen Wirkungskreise entzogen, hat er als Diplomat es verstanden, Oesterreich auf der Prager Konferenz zum Anschluß an Preußen zu bewegen, und damit die wichtigste staatsmännische That zur Befreiung seines Landes vollbracht. Bei den Friedensverhandlungen war er die diplomatische Stütze Preußens, und wir denken heute besonders daran, daß er seine ganze Persönlichkeit dafür einsetzte, um die Wiederherausgabe von Elsaß-Lothringen im zweiten Pariser Frieden zu erreichen. Sein Streben war vergeblich, vergeblich auch sein großartiger Entwurf einer preussischen Verfassung, deren freisittlicher Grundsätzen in der Zeit der Karlsbader Beschlüsse keine Geltung verschaffen konnte. So stand die Zeit den höchsten Zielen seines staatsmännischen Wirkens hemmend im Wege und er, der allgemein für die größte politische Begabung Preußens galt, wurde durch die Intrigen Hardenbergs aus seinen Aemtern verdrängt.

Unter der Fülle von Begabungen, die Wilhelm von Humboldts Persönlichkeit in einem schillernden, schier unbegreiflichen Glanze erstrahlen lassen, war die diplomatische wohl seine ursprünglichste. Während ihm das literarische Schaffen sehr schwer fiel, war er ein „Meister des Akten-schreibens“, der die umfangreichsten Denkschriften und Gesegenswürde mühselos ausarbeitete. Aber zum großen Staatsmann fehlte ihm das Gefühl für äußere Macht, fehlten ihm Energie und der starke Drang zum Handeln. Nur geistige und seelische Größe ließ er gelten. Idealität und Humanität dünkten ihm die höchsten Ziele der Menschheit, Schauen und Erkennen die höchsten Aufgaben des Menschen. An dem indischen Epos Bhagavad-Gita, das eins der wichtigsten Erlebnisse seines Breitenalters wurde, fesselte ihn „das Handeln, gleichsam als handle man nicht.“ „Das stimmt mit meiner Individualität wunderbar überein,“ schrieb er an Niebuhr. Und damit wird der letzte Schlüssel zu der rätselhaften Persönlichkeit dieses Mannes geboten. Er war kein Tatmensch, für den Handeln Notwendigkeit und Genuß bedeutet, sondern eine unendlich aufnahmefähige Natur, deren innerliches Leben im Empfangen und Verarbeiten gewonnener Eindrücke bestand. Freilich wußte er durch die Kraft des Willens sich zum Handeln zu zwingen, aber doch so, daß er sich nie durch äußere Motive dabei bestimmen ließ. Alle Kräfte der Seele waren von ihm vollendet harmonisch gestaltet, und wenn irgendein Sterblicher, so hat er das Wort seines Freundes Schiller lägen gestraft: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die lange Wahl.“ Auf seine Stirn, wie auf der des „hohen Uraniden“, leuchtet ihr vermählter Strahl.

Bücherliste

Die Gründe für das Scheitern der feindlichen großen Frühjahrsoffensive im Westen erzählt der bekannte Militärhistoriker General der Infanterie a. D. v. Sarnon in lichtvollen Ausführungen in der neuesten Nummer 3859 (Kriegsnummer 150) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. F. Weber). Angesichts des jüngsten englischen Aufsturus in Flandern können die in novellistischer Form gebotenen Soldatenlegenden „Die Schrecken vor Ypern“ von Hans Schoenfeld auf besonderes Interesse rechnen. Ein Aquarell von Albert Reich zeigt die bahrischen „Leiber“ in der Kirche zu Chaumont bei Verdun, eine Zeichnung von Karl Mohr das Abfangen einer französischen Patronille in Sully-Sailly an der Somme, eine Zeichnung von A. Schmidt-Hamburg deutsche Fischer im Schutze von Torpedobooten bei der Arbeit, eine andere von Professor M. Zeno Diemer ein Zeppelin-Luftschiff beim Abwerfen der Post für deutsche Truppen in Nazdornien. Ladislauß Tschynsky hat in einem doppelseitig wiedergegebenen Blatt den Akt der Dubigung der Mitglieder beider Häuser des österreichischen Reichsrats vor Kaiser Karl I. im Zeremonienaal der Hofburg zu Wien festgehalten. Richard Ahmann führt eine Gasalarte bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten an der rumänischen Front vor Augen. Allgemeine Beachtung verdient der durch eine anschauliche Uebersichtskarte unterstützte Aufsatz „Die Bestrebungen auf Vermehrung und Verbesserung unserer binnenländischen Schiffsahrtswege“ von Generalsekretär Nagocz. Ein weiterer Artikel beleuchtet den Wert der Leipziger Kriegsmessen. Dr. Egbert Delphy widmet der Phantasielust Walter Rehus einen mehrseitigen, reich illustrierten Beitrag.

— Kleine Bilder aus großer Zeit. 106 Zeichnungen von Th. Th. Heine. Preis gebestet 1 Mark. Vorzugsausgabe in 100 Exemplaren 10 Mark. (Simplicissimus-Verlag, München.) Eine Sammlung von Zeitmalern Th. Th. Heines wird von vorn herein in weiten Kreisen starkes Interesse finden.

— Ludwig Ahim von Arnim, Ficht Ganzgott und Sängler Halbgoth, Philander unter den streitenden Soldaten und Bigenem in Dreißigjährigen Kriege. Nr. 23 der Weltliteratur, München 2, Fürbergaben 24. Preis 10 Pf. Erhältlich in jeder Buchhandlung.

— Einlochen ohne Zucker. Praktisches Einmachbüchlein für die deutsche Hausfrau. Erprobte Rezepte zum Einmachen von Früchten und Gemüse ohne Einkochapparat, nebst 25 Blättergerichten. Von Frau Helene Klingemann, ehemaliger Leiterin der Vocuum-Hochschule, Hildesheim. Vierte, stark vermehrte Auflage (21. bis 40. Tausend). Preis 30 Pf. Verlag Gb. Fockes Buchhandlung, Chemnitz.

— Die „fliegenden Blätter“ (Verlag von Braun und Schneider, München) haben auch in dem eben abschließenden Halbjahre wieder das Panier des deutschen Humors erfolgreich hochgehalten und versprechen das gleiche mit Recht für die Zukunft. Gerade in dieser ernstesten und immer mehr der Entscheidung entgegenstehenden Periode des Weltkreuzes schaut sich Herz und Geist der Kampfsenden drinnen und drinnen, des ganzen Volkes also, auf das lebhafteste nach Augenblicken der Wlenkung, der Erholung in harmlosen, keinen verlesernden Frohsinn, in heiterer, das Zwischspiel wohlthätig erschütternder Larme und jeder anderen Ausdrucksform fröhlichen Vertrauens auf die eigene Kraft und eine schöne freie Zukunft. Die „fliegenden Blätter“ tragen diesem allgemeinen Bedürfnis nach Humor mit einer Beigabe kräftiger Feilatur ebenso Rechnung wie dem gehobenen patriotischen Empfinden unserer Tage, das in Wort und Bild, in Lied und Prosa seinen treffenden Widerhall findet.

— Guido v. Willhausen, Op. 12 Nr. 4. „Deutscher Hochgesang“ und 1 Op. 10. Nr. 2. Der Kuckuk. Verlag Carl Simon Harmonienhaus, Berlin W. 35, Steglitzer Str. 35.

Gießerer Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Auf vielseitigen Wunsch bringen wir heute Kochanweisungen für Milchweissen:

Die Behandlung der Magermilch. Magermilch muß entweder sofort nach Ankunft abgekocht oder, wo dies nicht möglich ist, in den Kessel oder kaltes Wasser gestellt werden, und zwar mit luftdurdurchlässiger Bedeckung (Sieb, Mullappen). Beim Abkochen nehme man immer nur eine kleine Probe, sollte die Milch dabei gerinnen, so setze man eine halbe Messerspitze doppeltsohlenlaures Natron zu, sobald muß die Milch auf gutem Feuer herüber werden bis zum Kochen, es verhindert dies sowohl das Gerinnen, als auch das Anbrennen. Weinesfalls darf die Milch achlos nebenbei auf den Herd gestellt und langsam gekocht werden. Nach dem Kochen stelle man den Topf sofort in kaltes Wasser, das man mehrmals erneuert, bis die Milch völlig erkaltet ist, erst dann bringe man sie in den Kessel zum Gebrauch.

Gensoverfahren man mit Zusatz-Vollmilch.

Stellt man Magermilch zum Dickwerden auf, so beachte man die sich scheidende Flüssigkeit nicht als wertloses Wasser, es ist kein Wasserzuzug, sondern die wässrige Bestandteile der Milch, in denen immer noch Nährwerte, wie Salz, Milchzucker, Milch und Buttersäure enthalten sind. Man quäle die Milch richtig durcheinander, bei dem Prozeß des Sauerwerdens scheidet sich die Käsefeste von den wässrigen Teilen und zwar, je höher die Temperatur, um so rascher.

Molke von geronnener Milch, oder bei der Käsebereitung gewonnen, schütte man nicht weg, sie gibt, mit Zucker dick eingekocht, einen guten Kunsthonig. Auch ist Molke ein gutes Bleich- und Fleckenmittel für weiße Wäsche.

Buttermilch kann man zu allen Speisen als Sahneersatz nehmen, als zu Salaten, Tunken, Omelette, Auflauf, Pfannkuchen, Kartoffelbrei u. a.

Kalte Butter- oder Dickmilchsuppe. Butter- oder Dickmilch mit Zucker und Zimmt über geriebenem und geröstetem Brot angerichtet.

Dickmilch- oder Buttermilcheröme. Ein Liter Dickmilch oder Buttermilch, von einer Zitrone Saft und Schale, 80 Gramm gestohenen Zucker oder zwei Eßlöffel aufgelöstes Saccharin, drei Eßlöffel Obstsaft, am besten von Kumpfrüchten, oder auch Obststör, 15 Gramm in $\frac{1}{2}$ Liter heißem Wasser aufgelöste rote Gelatine. Dies alles wird kalt gemischt, stark geschlagen und in Kristallschale kaltgestellt. In der Obzeit kann man auch gekochtes Obst darunter mischen und den Saft weglassen.

Als Boddung dieselbe Masse, nur mit 25 Gramm Gelatine und gestürzt mit Obststücken geben.

Als erfrischendes Getränk, auch für Kranke und Kinder, dieselbe Mischung doch ohne Alkohol und nur vier Blatt Gelatine.

Dasselbe als Boddungbeigang.

Erdbeereröme. Ein Liter Buttermilch, 80 Gramm Zucker, 8 Blatt aufgelöste rote Gelatine, gut geschlagen, über gezuckerte Erdbeeren in Kristallschale gegeben und kaltgestellt.

Käseeröme. Dickmilch stellt man auf eine warme, nicht heiße Stelle des Herdes, bis sie geronnen ist, schüttert sie vorsichtig auf ein feines Sieb, läßt sie gut ablaufen, gibt sie zweimal durch die Passiermaschine oder kuetet sie zart, vermischt sie mit einem Päckchen Vanillin und Zucker nach Geschmack, schlägt die Speise schäumig und stellt sie kalt.

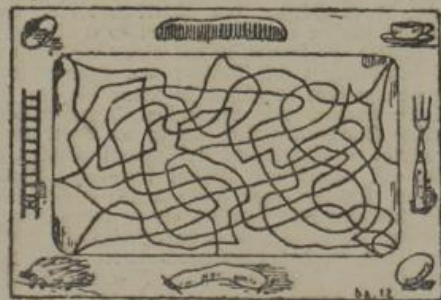
Grüne Kräutertunke. Alle Arten Gewürzkräuter, wie Sauerampfer, Pimpinelle, Borasch, Petersilie, auch Salatblätter, werden fein gehackt, Schnittlauch fein geschnitten, mit Essig, Senf und Salz angefeht, hartgekochte Eidotter darin verrührt, das weiße feinwürzig geschnitten. Kurz vor Tisch gibt man einen Liter Buttermilch, der man Tags zuvor 5 Blatt aufgelöste weiße Gelatine beigemischt hat, dazu.

Kochkäse. Drei Pfund Käsematte werden gut ausgepreßt, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Pfund Butter gibt man in einen emaillierten Topf, läßt sie heiß werden, die Käsematte dazu, drei Teelöffel doppeltsohlenlaures Natron, etwas Salz, Kümmel, geriebene Zwiebel, vier Eßlöffel Magermilch dazu, rührt dies stark bis zum Kochen, läßt ein paar mal aufkochen, stellt den Topf in einmal zu wechselndes kaltes Wasser und rührt weiter bis zum völligen Erkalten, füllt den Kofe sofort in Gläser, die man später zubindet.

Bilderrätsel.

Jergarten-Rebus. 2

(Die Anfangsbuchstaben sind so zu verbinden, wie die Wege des Jergartens geben.)



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

Zweizüger von Bobrov:

W. Kg 4, De 8, Lg 3, Se 8, Te 1, Ba 5, o 2, e 3; Schw. Ke 4, Da 8, Lb 8, Sh 7, Ba 6, b 5, e 5.
1. Lg 3 - 12. - 2. Siebensach matt.